

Werner Fuchs-Heinritz,
Alexandra König: *Pierre Bourdieu.
Eine Einführung*, UVK Konstanz
2005, 354 S. (17,90 €)

Boike Rehbein: *Die Soziologie
Pierre Bourdieus*, UVK Konstanz
2006, 270 S. (17,90 €)

Am 23. Januar 2007 jährte sich der für viele Beobachterinnen und Beobachter völlig unerwartet eingetretene Todestag *Pierre Bourdieus* zum fünften Mal. Bourdieus umfangreiches und dabei immer wieder neu ansetzendes Werk – eine Internet-Bibliographie der Uni Linz zählt gut 1900 Veröffentlichungen (vgl. Fuchs-Heinritz/König: 295) – entstand auf einem ungewöhnlich interdisziplinären Weg. Nach philosophischem Studium an der Sorbonne und der Ecole normale supérieure (ENS) unternahm Bourdieu während seines Militärdienstes im Algerien der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, also während des dort tobenden Befreiungskrieges gegen die Kolonialmacht Frankreich, eine Reihe ethnologischer Studien. 1960 nach Frankreich zurückgekehrt, widmete er sich dann zunehmend soziologischen Fragestellungen, die ihn 1982 auf den »begehrtesten Soziologie-Lehrstuhl ganz Frankreichs« (Rehbein: 14) ans Collège de France führten.

Bourdieu's theoretisches Werk, meist reflektierende und systematisierende Kondensate seiner Forschungsarbeiten, wurde im deutschsprachigen Raum eher zögerlich aufgegriffen. Einerseits ist dies auf Bourdieus Präferenz für empirische Ansätze, andererseits auf die in der BRD bis weit in die 1990er Jahre vorherrschende kultursoziologische Rezeption seiner Schriften zurückzuführen. Aus zahlreichen empirischen Studien destillierte Bourdieu eine Reihe fruchtbarer Analysewerkzeuge, die ihn zu einem besseren Verständnis von alltäglichen, oft jedoch nur schwer dechiffrierbaren sozialen (Macht-)Kämpfen führten. Im Laufe des letzten Jahrzehnts ist aus diesen Anregungen ein breit gefächertes Spektrum an Artikeln, Monographien und Sammelbänden entstanden, das unaufhörlich weiter expandiert und inzwischen kaum noch zu überblicken ist.

Bourdieu selbst hätte diese postume Wirkungsentfaltung sicher gut gefallen, betonte er neben dem Zurücktreten des Autors hinter dessen Werk doch stets die unauflösliche Verwobenheit von Gesellschaftskritik und Forschungspraxis.

Um so erstaunlicher ist, dass die Auswahl an komprimierten Zugängen zu seinen oft verschlungenen Denk- und Arbeitswegen bis zum Erscheinen der beiden vorliegenden Bücher auf einige wenige Titel beschränkt blieb (empfehlenswert: Markus Schwingel: *Pierre Bourdieu zur Einführung*, 5. verb. Aufl., Junius Hamburg 2005, 192 S., 13,50 €). Das implizite Ziel, aber auch die kaum zu bewältigende Herausforderung derartiger Vorhaben liegt darin, das komplexe Theoriegebäude Bourdieus in ein griffiges Format zu bringen.

Die beiden vorliegenden Bücher gehen diese Aufgabe auf unterschiedliche Weise an. *Werner Fuchs-Heinritz*, Professor für Soziologie an der Fernuniversität Hagen, hat zusammen mit seiner Kollegin *Alexandra König* einen mehrfach gegliederten Ansatz gewählt. Auf eine kurze Einleitung folgen vier größere Kapitel, in denen zunächst »Wichtige Forschungsarbeiten« in werkgeschichtlicher Linie (2. Kap.: S. 13-112), dann Details der bedeutendsten »Theoreme und Konzepte« (3. Kap.: S. 113-215.), die wichtigsten methodischen »Grundansätze« (4. Kap.: S. 216-258) sowie die relationale Abhängigkeit Bourdieus von klassischen und zeitgenössischen »Wurzeln und Quellen, Freunde(n) und Feinde(n)« (5. Kap.: S. 259-285), dargestellt werden. Abgerundet wird der Band durch drei kürzere Kapitel: »Notizen zur Biographie Bourdieus« (6. Kap.: S. 286-296); »Politische Schriften und Aktivitäten« (7. Kap.: S. 297-310) und einen knapp rekapitulierenden »Schluss« (8. Kap.: S. 311-324).

Das zweite Kapitel beginnt mit Bourdieus Feldforschungen zu sozialen Transformationsprozessen im französisch besetzten Algerien, aus denen theoretische Konzepte wie Habitus, Feld und die Theorie der Kapitalsorten hervorgingen (S. 13 ff.). Im Anschluss daran werden die jahrelangen Forschungen zum französischen Bildungssystem in den 1960er Jahren diskutiert (S. 31 ff.), in denen Bourdieu und sein Mitarbeiterstab unter Rückgriff auf umfangreiche Empirie nachweisen konnten, dass

die landläufige Vorstellung von Chancengleichheit im Bildungssystem eine Illusion sei, da der individuelle Schulerfolg »entscheidend von dem aus dem Elternhaus mitgebrachten kulturellen Kapital« (S. 42) abhängt. Daraus folgerte Bourdieu, dass das Bildungssystem in modernen Gesellschaften eines der am besten geeigneten Instrumente sei, »um die bestehenden Sozialstrukturen zu reproduzieren, weil es ohne die Brutalität von Hierarchiebezügen auszukommen scheint«. (S. 43)

Die dreißig Seiten des Unterkapitels 2.3 widmen sich der wohl bekanntesten Studie Bourdieus, »Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft«, einem voluminösen Werk von über 600 Seiten (S. 44 ff.). Folgt man Bourdieu, so ist diese Arbeit nicht mehr als ein zusammenfassender Bericht »über eine Reihe von Forschungen mit genauer Zielsetzung«. (S. 71) Fuchs-Heinritz/König führen in die wesentlichen Grundannahmen und Ergebnisse dieser Studie ein und arbeiten heraus, dass es sich um eine differenzierte Analyse des Zusammenhangs von Klassenposition, daraus resultierenden kulturellen Vorlieben und sich wiederum daraus ergebenden Lebensstilen handelt. Alles in allem gelang Bourdieu damit nicht nur der internationale Durchbruch, sondern auch eine überzeugende Entzauberung der »Naturalisierung des Geschmacks«. (S. 45) Denn Geschmäcker, die sich in kulturellen Praktiken und ästhetischen Einstellungen manifestierten, ergeben sich nach Bourdieu nicht zufällig oder gemäß individueller Anlagen (umgangssprachlich auch »Talent«, »Begabung« etc.), sondern klassenspezifisch und nach Maßgabe sozioökonomisch bedingter Ressourcenverteilungen. Der jeweilige »individuelle« Stil, dies kann Bourdieu in aufwändigen Korrespondenzanalysen nachweisen (vgl. S. 64 f.), unterliegt sozialstrukturell bestimmten, letztlich also »kollektiven« Entstehungsbedingungen. Wer sich jetzt an einen platten Struktur determinismus à la Basis-Überbau erinnert fühlt, sei darauf verwiesen, dass Bourdieu die Habitusgenese zwar »mit hoher statistischer Wahrscheinlichkeit« (vgl. S. 267) an die Stellung in den Produktionsverhältnissen koppelt, dabei aber durchaus Raum für Abweichungen zulässt.

Am Ende des zweiten Kapitels steht die teilweise an das Forschungsdesign der »Feinen

Unterschiede« anknüpfende Arbeit zum Wandel der sozialen Eigentumspräferenzen in der Mitte der 1980er Jahre (»Wohnen: Der Einzige und sein Eigenheim«, S. 75 ff.) sowie die als »Gegenwartsanalyse« betitelte Untersuchung »Das Elend der Welt« (S. 94 ff.), in der klassenspezifischen Verelendungstendenzen nach dem endgültigen Durchbruch des Neoliberalismus im Frankreich der 1990er Jahre nachgegangen wird.

Das dritte Kapitel führt in dreizehn Schritten in die wichtigsten Theoreme und Konzepte Bourdieus ein: Habitus (3.1), Einverleibung (3.2), Feld (3.3), Kapital (3.4), Strategie (3.5), Sozialer Raum und Klassen (3.6), Sozialer Raum und Lebensstile (3.7), Distinktion (3.8), Soziale Laufbahn (3.9), Doxa (3.10), Das Unbewusste (3.11), Symbolische Gewalt (3.12) und Institutionsritus (3.13). Dies erweist sich als überaus hilfreich, denn bislang unausgeführte Erklärungen erscheinen nun klarer und allmählich tritt der breite Raum von Relationen und Interrelationen in Bourdieus Werk zutage. Dass diese Reihe mit dem Habitus-Konzept ansetzt, geschieht nicht zufällig. Denn obwohl der Begriff Habitus als Nukleus von Bourdieus Soziologie gilt, unterscheidet sich seine Bestimmung von Fall zu Fall und kann allenfalls auf sehr allgemeiner Ebene gelingen. Fuchs-Heinritz/König abstrahieren Bourdieus Habitus denn auch als ein Multiversum an »Schemata, die der Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit dienen, Denkschemata, mit Hilfe derer diese Wahrnehmungen geordnet und interpretiert werden, ethische Ordnungs- und Bewertungsmuster, ästhetische Maßstäbe zur Bewertung kultureller Produkte und Praktiken sowie Schemata, die die Hervorbringung von Handlungen anleiten.« (S. 114)

Die sechs »wichtigsten Leitlinien von Bourdieus Arbeitsweise« (S. 216 ff.) werden im vierten Kapitel skizziert. Zu diesen zählt die Bindung soziologischen Arbeitens an empirische Forschung, die Nähe zur Ethnologie, das Denken in Relationen, die Ablehnung von Dualismen, der Eigensinn der sozialen Praxis und die Reflexivität der sozialwissenschaftlich Tätigen, sowohl gegenüber ihren jeweiligen Forschungsgegenständen als auch gegenüber der eigenen Position als erkennende Subjekte.

Das fünfte Kapitel beginnt mit der bemerkenswerten Aussage Bourdieus, er sei ein »re-

flektierter Eklektizist«. (S. 259) Die Autoren gehen diesem Zitat kritisch nach und finden dabei nur wenige Stellen, an denen Bourdieu die Quellen seiner Inspiration verschweigt. Häufiger seien solche Passagen, in denen er sich die Gedanken anderer »so zu Eigen gemacht hat, dass er nicht mehr in der Lage ist, die genauen Quellen zu nennen.« (S. 259) In einem Durchgang durch zwölf bekannte und weniger bekannte Größen der Geisteswelt stoßen die Autoren auf zahlreiche Verweise Bourdieus, die ihn als emsigen Synthetisierer fremder Denkwege zeigen. Neben Kant, Comte und Marx oder Durkheim, Weber und Elias taucht dabei beispielsweise auch der Nationalökonom Adam Heinrich Müller auf, der bereits 1808 zwischen geistigem und physischem Kapital unterschied und der zumindest an einer Stelle von Bourdieu zitiert wurde.

Das sechste Kapitel widmet sich einem kurzen Blick auf Bourdieus Biographie. Neben einigen Interviews greifen die Autoren dabei vor allem auf Bourdieus Darstellung in dem 2002 erschienen Buch »Ein soziologischer Selbstversuch« zurück. Darin gelingt Bourdieu neben einem quasi-autobiographischen Vermächtnis eine beeindruckende Selbstwendung seiner Arbeitsweise, in der die eigene Position aus dem »Kräfteverhältnis des universitären Feldes und des wissenschaftlichen Habitus« (S. 296) entsteht.

Bourdieu's viel diskutierte Wendung zum engagierten öffentlichen Intellektuellen während der letzten Jahre seiner Karriere wird im vorletzten Kapitel aufgegriffen. Zwar ist es richtig, dass Bourdieus politisches Engagement erst am Ende seines Lebens in den (medialen) Vordergrund trat, doch politisch ausgerichtet waren seine Arbeiten von Anfang an. Fuchs-Heinritz/König sehen Bourdieus Werk bereits vor 1995 (in diesem Jahr solidarisierte er sich mit der Streikbewegung gegen »Reformen« im französischen Sozialsystem) durch eine ideologiekritische Klammer zusammengehalten. Denn bereits in seinen Hauptwerken griff er all jene alltäglichen Überzeugungen an, »die natürliche Unterschiede zwischen den Menschen behaupten (...), sei es das rationale Denken (in den Algerienstudien), die Intelligenz (in »Illusion der Chancengleichheit«) oder die Idee vom reinen Geschmack (in »Die feinen Unterschiede«).« (S. 289)

Die Schlussdiskussion konzentriert sich auf vier unaufgearbeitete Versäumnisse. Erstens: die Theorie der vier Kapitalsorten (Bourdieu unterschied materielles, soziales, kulturelles und symbolisches Kapital) sei, obwohl angekündigt, nie in einer umfassenden Kapitalientheorie dargestellt worden. (S. 313) Zweitens: Bourdieus Schritte in Richtung einer Allgemeinen Soziologie hätten sich nie »mit dem Bereich von Arbeit und industrieller Produktion in den modernen Gesellschaften befasst«. (S. 314) Drittens: Die Grenze zwischen habituell vorbestimmtem und kalkulierend-rationalem Handeln sei nie näher bestimmt worden (ebenda). Und schließlich habe Bourdieu keine ausgearbeitete Sozialisierungstheorie vorgelegt, womit die Gretchenfrage, »wie genau der Mensch eigentlich seinen Habitus erwirbt« (ebenda), weitgehend unbeantwortet bleibe.

Boike Rehbein, Soziologe an der Universität Freiburg, beginnt sein Buch mit zwei grundsätzlichen Einschränkungen. Einerseits lege er »keine Einführung«, sondern ein Lehrbuch für »fortgeschrittene Studierende sowie Interessierte« (S. 9) vor, andererseits sei es ohnehin besser, »Bourdieu selbst zu lesen« (S. 12). Dafür empfiehlt er zwei Leselisten (ebenda). Eine für den gründlichen Einstieg (»Die zwei Gesichter der Arbeit«, »Die Illusion der Chancengleichheit«, »Entwurf einer Theorie der Praxis«, »Die feinen Unterschiede«, »Vom Gebrauch der Wissenschaft« und »Der Staatsadel«), die andere für einen groben Überblick (»Praktische Vernunft«, »Die feinen Unterschiede« und »Soziologische Fragen«). Wem die insgesamt 1390 Seiten der zweiten Option zu lang sind, sollte das Buch von Rehbein lesen, denn dessen sieben Kapitel orientieren sich an der für das Selbststudium vorgeschlagenen Leseordnung. In dieser sollen die Kerngedanken Bourdieus in einer Mischung aus Chronologie und Systematik erschlossen werden.

Nach einer zehnteiligen Einleitung, die ausführlich über Intention, Aufbau und Komposition des Buches informiert, erläutert das 1. Kapitel (S. 19-46) unter der Überschrift »Von der Praxis der Ökonomie zur Ökonomie der Praxis« die Ursprünge von Bourdieus Soziologie während seiner Zeit in Algerien. Rehbein zeichnet nach, wie Bourdieu unter Rück-

griff auf eine eigentümliche »Kombination aus soziologischer Begrifflichkeit, Erkenntnistheorie, Instrumenten, quantitativer Empirie und Ethnologie« (S. 19) zum Augenzeugen des Aufeinanderprallens von vorkapitalistischer und kapitalistischer Ökonomie wurde. Diese Augenzeugenschaft führte Bourdieu u. a. zu der Erkenntnis, »dass soziale und kulturelle Merkmale keine festgeschriebene Bedeutung und keine konstanten Träger haben, sondern je nach sozialem Kontext, historischem Zeitpunkt und Lebensphase variieren können.« (S. 27)

Rehbein sieht in dieser durch beobachtende Teilnahme gewonnenen Einsicht einen der entscheidenden Ausgangspunkte für Bourdieus Erkenntnistheorie, die er unter dem Titel »Brüche« in den Mittelpunkt seines 2. Kapitels (S. 47-78) rückt. Gestützt auf das 1968 erschienene und erst 1991 ins Deutsche übertragene Buch »Soziologie als Beruf« arbeitet er heraus, wie sich Bourdieu während der 1960er Jahre schrittweise vom Strukturalismus entfernte und einen eigenen Ansatz entwickelte, den man kurz gefasst als »ethnologischen Blick des Fremden auf die eigene Gesellschaft« (S. 48) bezeichnen könnte.

Im dritten Kapitel (S. 79-124) werden einige der zentralen Begriffe Bourdieus, allen voran der des Habitus (S. 86-98), thematisiert. Dabei wird erneut die fundamentale Dynamik seiner Terminologie deutlich. Bourdieu lehnte eine griffige Definition seiner Begriffe ab, da damit eine »Klarheit und Abgeschlossenheit« (S. 80) suggeriert werde, die forschungshemmend wirke und die es in der Empirie ohnehin nicht gebe. Rehbein zeigt, dass Bourdieu in dialektischen und relational zu begreifenden Konfigurationen denkt, in denen einzelne Begriffe einer ständigen »Abarbeitung an der Empirie« unterliegen (S. 124).

Bourdieu's gesamtes Wirken scheint durch die Frage bestimmt, warum soziale Ungleichheit »gerade durch den Wandel reproduziert« (S. 80) werde und welche Mechanismen bei dieser Reproduktion wirken. In Kapitel 4, 5 und 6 geht Rehbein diesem Kontinuum in Bourdieus Schriften anhand der oftmals erstaunlich stabilen Reproduktionsbedingungen auf verschiedenen Feldern nach. Während sich das vierte Kapitel »Reproduktion« (S. 125-156) vor allem mit Bourdieus Bildungssozio-

logie auseinandersetzt, ist das fünfte Kapitel »Differenz und Distinktion« (S. 157-188) ein ausführlicher Kommentar zu den »Feinen Unterschieden«. Das sechste Kapitel wiederum liefert eine Einführung in Bourdieus Begriff der symbolischen Gewalt (S. 189-215). Neben der »wichtigsten Form des Symbolischen« (S. 194), der Sprache, wird darin dem Prozessieren von symbolischer Macht in Politik und Ökonomie sowie im Geschlechterverhältnis nachgegangen.

Unter der Überschrift »Eingriffe« führt Rehbein im letzten Kapitel in Bourdieus politische Soziologie ein, die er in Bourdieus letztem Lebensjahrzehnt verortet. Nachdem Bourdieu den Staat bereits am Ende der 1980er Jahre zum Analyseobjekt gemacht hatte, ging er in der Studie »Das Elend der Welt« den konkreten Auswirkungen neoliberaler Politik anhand von Interviews mit direkt Betroffenen nach. Nach Beendigung dieses Projekts zog Bourdieu das Fazit, dass »soziale Bewegungen gegenüber dem Neoliberalismus einen Rückstand von mehreren symbolischen Revolutionen« (S. 238) hätten. Rehbein zeichnet Bourdieus öffentliche Eingriffe gegen die »neoliberale Invasion« (S. 237) und seine Kritik am neoklassischen Diskurs am Ende des letzten Jahrtausends nach und weist darauf hin, dass Bourdieu darin erste Beiträge zur Wiedererlangung »von kulturellem und ökonomischem Kapital« (S. 238) sah. Am Ende des Buches informiert ein lesenswerter »Ausblick« (S. 239 ff.) in Form eines knappen Forschungsstandes über jüngste Arbeiten zu Bourdieu.

Abschließend ist festzuhalten, dass beide Bücher einen guten Zugang zu Bourdieu ermöglichen. Was Rehbeins Buch von Beginn an sympathisch macht, ist neben der durchweg flüssigen Lesbarkeit der durchaus erfüllte Anspruch, den Leser oder die Leserin für die angesprochenen Themen und Arbeitsweisen zu begeistern, außerdem für die Vielschichtigkeit Bourdieus zu sensibilisieren und darüber hinaus Perspektiven zum »aktiven Umgang mit Bourdieu« (S. 13) zu eröffnen. Entgegen der initialen Selbstbewertung wird der oder dem Lesenden eine vergleichsweise kurze, engagierte und auch deutlich positionierende Einführung geboten, die sich durchweg an der von Bourdieu auf hohem Niveau etablierten Selbstreflexivität messen lassen kann.

Die ebenfalls sehr gut zu lesende, übersichtlich gegliederte und gut erschließbare Einführung von Fuchs-Heinritz/König erinnert an ein Lehrbuch. Sie nähern sich Bourdieu kritischer und distanzierter, aber auch material- und zitatreicher als Rehbein, wobei sich der Zugang zu Bourdieus Denkwegen vor allem aus dem Wechselspiel von langen Zitaten und erörterndem Text ergibt. Dass dabei auch regelmäßig Kritiker Bourdieus zu Wort kommen, mag eingefleischte Fans stören, für die relationale Verortung Bourdieus in aktuellen Theoriediskussionen ist es jedoch überaus hilfreich.

Insgesamt ergibt sich ein geradezu skurriles Fazit. Während Fuchs-Heinritz/König deutlich mehr als eine Einführung bieten, führt Rehbeins Lehrbuch sehr gut in die Genese von Bourdieus Oeuvre ein, ohne auf weiterführende Anregungen für eine kritische Anwendung Bourdieus zu verzichten. Aus beiden Titeln geht zudem hervor, dass der oder dem näher Interessierten der zusätzliche Blick in die Originalarbeiten Bourdieus nicht erspart bleiben wird. Dass daraus, nicht zuletzt aufgrund der allgegenwärtigen sozialpolitischen und soziostrukturellen Veränderungen – Stichworte wären zunehmende Ungleichheit, Prekarisierung, Entsolidarisierung und Individualisierung – vielfältige Einsichten resultieren können, versteht sich beinahe von selbst.

NICO KOPPO

Achim Reichardt:
Nie vergessen. Solidarität üben!,
Kai Homilius Verlag Berlin 2006,
336 S. (18,00 €)

Es ist nicht immer problemlos, wenn ehemalige hochgestellte Akteure sich die Aufgabe stellen, Geschichte schreiben zu wollen, also die Absicht haben, mehr anbieten zu müssen, als einen rein subjektiven Bericht über ihr Leben oder ihr Wirken. Oftmals sind die Autoren mit der selbst gestellten Aufgabe überfordert, fehlt ihnen doch die Ausbildung eines Historikers. Aus rein autobiographischen Zeugnissen weiß der Fachmann in der Regel das Insiderwissen zu filtern und kann vor allem subjektive Sichten von gemeinhin bekannten (und

oftmals anders gesehenen!) historischen Deutungen unterscheiden. Schwierig wird die Beurteilung eines Sachverhaltes, wenn Autobiographisches mit vermeintlichen Forschungsergebnissen vermischt werden. So, wie im vorliegenden Fall.

In dem verlegerisch solide aufgemachten Buch versucht der ehemalige Generalsekretär des Solidaritätskomitees der DDR, Achim Reichardt, der diese Funktion etwa zehn Jahre lang ausübte, die Geschichte der Solidaritätsarbeit in der DDR zu erzählen unter Einbeziehung seiner »zeitnahe(n) Erinnerung« (S. 17). Recht hat der Autor, wenn er kritisch anmerkt, daß »leider nur wenige Publikationen die nachhaltige(n) Ereignisse in der Solidaritätsbewegung der DDR... in ihrer Breite und Tiefe behandeln« (S. 17). Ein bißchen mehr als die von Reichardt vermutete und im Literaturverzeichnis aufgeführte Literatur existiert derweil schon. Die hätte er, wenn man, wie der Autor, den Anspruch erhebt, ein historisches Ereignis bzw. eine geschichtliche Entwicklung darstellen zu wollen, zur Kenntnis nehmen müssen. Auch hätte das Buch an Nutzen und vor allem Glaubwürdigkeit gewonnen, wenn die dort angeführten oder behaupteten Fakten und Zahlen bzw. Aussagen und Schlußfolgerungen, wie es eigentlich üblich ist, im Fußnotenapparat belegt worden wären. In der Publizistik mit wissenschaftlichem Anspruch ist es nicht nur möglich, sondern wie in diesem Falle sogar unumgänglich, mit historiographischem Handwerkszeug zu arbeiten. Sonst fällt es schon einem geneigten Leser schwer, Meinungsäußerungen und subjektiven Wertungen eines ehemaligen Akteurs Glauben zu schenken, wenn jene nicht aus dritter Hand oder objektiven Quellen belegt werden.

Ein weniger gewaltiger und an Selbstherrlichkeit erinnernder Anspruch, etwa die legitime Absicht, das dramatische Geschehen zu Wendezeiten aus subjektiver Sicht schildern zu wollen, wie es Reichardt im zweiten und dritten Teil seines Buches getan hat, wäre effektiver und ehrlicher gewesen.

Dennoch bietet das Buch einiges an interessanten Informationen, etwa über die Breite und speziellen Formen der internationalen Solidaritätsarbeit in der DDR, über den Aufbau und Struktur des Solidaritätskomitees der DDR sowie über seine Geschichte, über die

Vielfalt der Solidaritätsleistungen und die Schwerpunkte der Solidarität, über die Rolle des Solidaritätskomitees im Gefüge der DDR-Parteien, -Organisationen und -Institutionen. Auf einige Solidaritätsaktionen, wie diejenigen, die Vietnam zugute kamen, wird ausführlicher eingegangen. Über die geschilderte erwähnte gute Zusammenarbeit mit kirchlichen Einrichtungen (S. 132 ff.) werden sicherlich einige Kirchgemeinden anderer Ansicht sein. Ja, es gab sie, die Zusammenarbeit von kirchlichen Institutionen und dem Solidaritätskomitee. Aber es gab auch von seiten des Komitees Bürokratie, Unverständnis, Geheimniskrämerei und manches andere, was christlich engagierte DDR-Bürger vor der staatlich gelenkten Solidarität zurückschrecken ließ.

Andererseits dürfte für so manchen Leser abschlußreich sein, daß sich Funktionäre des Solidaritätskomitees Anfang der 80er Jahre, letztlich erfolgreich, wehrten, als ihre Institution dem ZK-Apparat einverleibt oder doch zumindest dort enger angebunden werden sollte (S. 139). Ob das Solidaritätskomitee der DDR in politischer Hinsicht wirklich so »unabhängig« war, wie der Autor zuweilen den Eindruck zu erwecken versucht, wird wohl nicht nur vom Rezensenten bezweifelt werden.

In den vier Komplexen des Buches, die jeweils in mehrere, zum Teil dann weiter unterteilte Kapitel geordnet sind, ist manches zu erfahren, was so einige Lücken in der wissenschaftlichen Bearbeitung dieser Thematik verringert oder verringern hilft. Andere Aussagen von Reichardt rufen, wie anfangs betont, Skepsis hervor. Manche Meinungen provozieren Widerspruch, etwa wenn vom Autor behauptet wird, das »Soli-Komitee« hätte über die »Zielländer in der Solidaritätsarbeit« und über die Zusammensetzung der Spenden (beispielsweise S. 128) seine Spender informiert. Gerade das war nicht der Fall oder wurde nur unzureichend der DDR-Bevölkerung vermittelt! Wenn es von den DDR-Spendern Kritik an der Solidaritätsarbeit gegeben hat, dann war es die, daß die wenigsten wußten, was konkret mit ihren monatlichen »Soli-Beiträgen« geschah, wozu die Gelder verwendet wurden.

Entsprechende Anfragen blieben oftmals unbeantwortet oder wurden lediglich pauschal

beantwortet. Einige Worte mehr zu dieser Problematik und auch über die »Spendeneinwerbung« hätte man erwarten können, waren diese doch nach der Wende mehr oder minder zu Recht kritisierte Rituale.

Andererseits gab es neben der uniformen Soli-Spenden-Entrichtung am Gehaltstage auch Aktionen, die vom Soli-Komitee gelenkt, indes nicht ins Leben gerufen oder gesteuert wurden. So organisierten Künstler Solidaritätsaktionen, Studenten arbeiteten in der Produktion und gaben den Verdienst der »Soli«, Orchester der DDR schickten Musikinstrumente für das vietnamesische Sinfonieorchester, Schriftsteller und Bibliotheken spendeten Bücher, Brillen wurden für Nicaragua gesammelt, um nur einige Beispiele zu erwähnen.

Hervorgehoben werden müssen auch diejenigen Aktionen, auf die Reichardt zu Recht immer wieder verweist, die nicht mit Heller und Pfennig zu bemessen sind. Das betrifft vor allem die Behandlung und Betreuung von Kranken und Verwundeten sowie die Möglichkeit des Studierens und Auszubildens in der DDR. Einige Tausend Menschen aus den Ländern der Dritten Welt haben im ostdeutschen Staat eine Ausbildung erhalten oder haben hier studiert. Daß gerade bei Auszubildenden eine »Kommerzialisierung« der Solidaritätsarbeit um die Mitte der 80er Jahre einsetzte, wird nicht deutlich genug herausgearbeitet. Sichtbar wird hingegen, daß die Solidarität in der DDR weit verzweigt war und Solidaritätsarbeit letztlich nicht, auch nicht von dem personell und infrastrukturell gut ausgestalteten Solidaritätskomitee der DDR, in all seiner Breite und Tiefe organisiert und gelenkt werden konnte.

Es fällt schwer, die Solidaritätsarbeit der DDR mit den Maßstäben der Entwicklungszusammenarbeit zu erfassen. Die Arbeit hätte enorm an Bedeutung gewinnen können, wenn sich der Autor explizit mit den Vorwürfen, die vor allem nach der Wende gegen die Solidaritätsarbeit in der DDR erhoben worden waren, auseinandergesetzt und sie vielleicht widerlegt hätte.

Fazit: Das vorliegende Buch beinhaltet die subjektive Sicht eines ehemals nicht unbedeutenden Akteurs der »solidarischen Entwicklungszusammenarbeit« in der DDR; nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Und noch eins wird beim Lesen des Buches deutlich: Für die erbrachten Solidaritätsleistungen, trotz aller Hemmnisse und Bürokratie, braucht sich kein ehemaliger DDR-Bürger zu schämen. Die Solidarität ist den sie benötigten Menschen in der Dritten Welt zugute gekommen. Und dort weiß man dies in der Regel noch immer zu schätzen.

ULRICH VAN DER HEYDEN

**Bernd Witte (Hrsg.):
Benjamin und das Exil.
Königshausen & Neumann
Würzburg 2006, 130 S. (22,80 €)**

Der Band vereint die Beiträge zu zwei Tagungen in den Jahren 2004 und 2005, die u. a. von der Internationalen Walter Benjamin Gesellschaft e.V. und der Heinrich Heine Universität Düsseldorf veranstaltet wurden. Sie waren der deutschen Exilliteratur und dem Exilwerk von Walter Benjamin (1892-1940) gewidmet. Von diesem ausgehend, wollen die Texte »die subtile Dialektik zwischen Heimat und Exil, zwischen imaginären Identitätskonzepten und deren räumlich geschichtlichem Verlust« untersuchen (Claas Morgenroth/Karl Solibakke in der »Einleitung«, S. 15). So finden sich hier Beiträge über Benjamins autobiographische Prosa »Berliner Kindheit um Neunzehnhundert« (Henriette Herwig, S. 44-73), seine Beziehungen zur Schweiz (Astrid Deuber Mankowsky, S. 74-87), seine Pariser Großstadterfahrung (Rolf Goebel, S. 36-43). Weitere Arbeiten erhellen, über Benjamin hinausgehend, Exildasein anhand von Heinrich Heine (B. Witte, S. 19-35), Jean Améry (Irene Heidelberger Leonard, S. 88-98) und W. G. Sebald (Claudia Öhlschläger, S. 99-110).

Für die Autorinnen und Autoren ist »Exil« eine »allgemeine Grundfigur der Moderne« (R. Goebel, S. 39) mit kultureller »Gedächtnisfunktion« (Peter Weibel, S. 124-129; S. 129), die u. a. Traditionsverlust, Beschleunigung sozialer Mobilität, Migrantentum, kulturelle Hybridität, Deterritorialisierung, multiple Subjekt Konstruktionen umgreift. Gegenwärtige Entwicklungen wie die ökonomisch sozial bedingte Massenmigration, die Verwandlung der

ganzen Welt gleichsam in einen einzigen großen Exilort und die Neigung, »Vertreibung und Exil nur noch als politisches und bürokratisches Problem zu begreifen« (B. Witte, S. 34), sind an diesen Arbeiten deshalb nicht spurlos vorbeigegangen. Ebenso nicht das in massenmedialer Erinnerungsindustrie, Museumswesen, Folkloregeschäft und Tourismus sich äußernde Begehren nach lokaler Identität, historischer Authentizität und kultureller Differenz, das der weit verbreiteten Angst vor globaler Homogenisierung, neokolonialistischer Hegemonialpolitik und »einer immer unbestimmter erscheinenden Zukunft« Ausdruck gibt (R. Goebel, S. 42). Darum suchen diese Arbeiten einen »wissenschaftlich nachvollziehbaren Mittelweg (...), der eine nur historisch philologische Rekonstruktion spezifischer Exilschicksale und ihrer Texte ebenso vermeidet wie deren willkürliche Aktualisierung« (Ders., S. 36).

Was das Zentrum des Bandes betrifft, das Werk des deutsch jüdischen Essayisten und Übersetzers, Philosophen und Kulturhistorikers W. Benjamin, so hätte manche Deutung allerdings zunächst eine sorgfältige, kontextbewusste Rekonstruktion benötigt. Zum Beispiel übergeht der Text zu Benjamins Schweiz Bezug dessen Arbeiten über Gottfried Keller und Robert Walser. Und die Einleitung weist Vereinfachungen gerade bezüglich solcher Exilschriften wie des in mehreren Versionen überlieferten und insbesondere durch die westdeutsche Benjamin-Rezeption der siebziger Jahre kanonisierten Aufsatzes »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« (1935-39) auf. Die Behauptungen, Benjamin wäre bestrebt gewesen, den »theologischen Urgrund der Kunst aufzudecken, um ihren säkular gewendeten Begriff der Praxis revolutionärer Politik zuzuordnen«, er hätte das »Ende der auratischen Kunst« verkündet, »die Kollektivierung der Literatur und die Aufhebung der Grenzen zwischen Autor und Publikum« (C. Morgenroth/K. Solibakke, S. 13), sind allzu simpel. Sie unterschlagen Entscheidendes: zum Beispiel den neuartigen Gegenstands- und Adressatenbezug von sowjetrussischer Literatur-, Film-, Kunst- und Theaterproduktion in den zwanziger Jahren, den Benjamin als Avantgardetheoretiker sieht und dessen Unterdrückung durch die sowjeti-

sche Kulturbürokratie in den dreißiger Jahren, die er übersieht. In seinem während des Exils mehrfach neu akzentuierten ästhetischen Konzept, das auch das »Auratische« der Kulturindustrie kritisch berücksichtigt, stehen überdies keineswegs nur die »Produktionsverhältnisse« von Kunst im Mittelpunkt (ebenda). Das machen gerade die Arbeiten von B. Witte und R. Goebel noch einmal deutlich, die strikt von Benjamins Exilkontext, der Pariser Großstadtmoderne, ihren zirkulierenden Massen und Symbolen ausgehen.

GERHARD WAGNER

Christoph Jünke:
Sozialistisches Strandgut.
Leo Kofler – Leben und Werk
(1907-1995). VSA-Verlag
Hamburg 2007, 701 S. (39,80 €)

»Die Kritik ist der Kopf der Leidenschaft«, lautete die, von Marx entlehnte, allerdings verkürzte, Devise des Denkers Leo Kofler, der sich in vielen Büchern, Artikeln und Vorträgen leidenschaftlich bemühte, die Kernaussagen des Marxschen Menschenbildes als Strandgut vor stalinistischen und reformistischen Partei- und Staatsfunktionären zu retten. Christoph Jünke hat nicht nur dieses Strandgut und die Entwicklung seines Sammlers Kofler in eindrucksvoller Weise zusammengetragen, sondern gleichzeitig ein sehr umfangreiches und lehrreiches Bild der europäischen Entwicklungsgeschichte seit dem 1. Weltkrieg gezeichnet, in dessen Wirren und Vertreibungen der jüdische Knabe Kofler im roten Wien seine ersten Erkenntnisse über die kapitalistischen Hintergründe vermittelt bekam, die zum Ausbruch dieses Krieges geführt hatten. Jünke vermittelt dem Leser zusätzlich einen ausgezeichneten Einblick in die verschiedensten Theorien bedeutender Denker, die das zwanzigste Jahrhundert mit geprägt haben. Ob Marcuse, Adler, Lefebvre oder Adorno, sie werden in ihren Ansichten vom menschlichen Sein und Werden in diesem Buch bestens skizziert.

Kofler floh vor den Faschisten aus Wien in die Schweiz. Nach dem Krieg siedelte er in jenen Teil Deutschlands über, in dem er, wie ne-

ben ihm auch Brecht, Bloch und Hans Mayer, das Prinzip Hoffnung auf eine menschliche, von Ausbeutung und Unterdrückung befreite Gesellschaft glaubten entstehen zu sehen. Als Professor in Halle lernte Kofler jedoch bereits nach kurzer Zeit die Hindernisse kennen, die jene taktische und inhaltlich entleerte Handhabung des Marxismus, die in der DDR ganz im Geiste Stalins praktiziert wurde, ihm und dem Prinzip Hoffnung in den Weg legte. Kofler forderte die reale Rückkehr zu Marx, was einen radikalen Bruch mit den bürokratischen Traditionen des Stalinismus bedeuten würde, wie er nicht müde wurde in Vorträgen, Artikeln und Büchern zu betonen. Koflers kritischen Kopf der Leidenschaft zügelte die DDR-Bürokratie schließlich mit dem Berufsverbot und vertrieb Kofler damit in den Westen Deutschlands, wo er seine Vorstellungen von der Renaissance des Marxismus u. a. in dem Buch »Perspektiven des revolutionären Humanismus« formulierte. Kofler wollte die Rolle des Bewusstseins im gesellschaftlichen Sein wiederherstellen, das unter den stalinistischen Verformungen der Dialektik von Sein und Bewusstsein, ganz zugunsten des Seins, worunter lediglich die Entwicklung der Produktivkräfte und der Technik verstanden wurde, verstümmelt worden war. Dieses Sein, so behaupteten Bürokraten aller Richtungen, bestimme schließlich das Bewusstsein. Kofler setzte dagegen seine »marxistische Anthropologie«, die, so kann der Leser aus Jünkes Buch schlussfolgern, zwar gegen die Mechanisierung des menschlichen Bewusstseins steuerte, wonach das Bewusstsein die Kopie des Seins sein soll, die aber – was Jünke richtig als Schwäche des leidenschaftlichen Denkers ausgemacht, zu einer Vernachlässigung von Ökonomie und Politik führten. Koflers Anthropologie, die er als »formale« kennzeichnete, da ihre einzelnen Bedingungen stets historisch geprägt würden, nannte insgesamt acht »unveränderliche Voraussetzungen menschlicher Veränderbarkeit; die menschliche Vernunft, die menschliche Tätigkeit, die Geschichtlichkeit des Menschen und seine Entäußerung, seine physische und seine psychische Organisation, seine Vergesellschaftung sowie die Subjekt-Objekt Dialektik.« Koflers Theorie, so Jünke, sei eine »Metatheorie eine Art Hilfswissenschaft, die Kofler jedoch für absolut notwendig hält, da

sie der menschlichen Tätigkeit einen gleichsam ethischen Maßstab liefere, ohne den diese Tätigkeit maßlos, d.h. nihilistisch werde.« Die Sehnsucht nach einer »unentfremdeten Harmonie von Arbeit und Spiel« speise sich aus einer »rückwärtsgewandten Sphäre – dem erotisch Triebhaften und der Urerinnerung an das Goldene Zeitalter«. Demzufolge entsteht Ethik, nicht, wie Lukacs, den Kofler gern als seinen Lehrer bezeichnete, aus dem konkreten historischen Verhältnis von individuellem und Gattungsleben, zu dem die Handlung des Einzelnen sich in Beziehung und Beurteilung des konkreten Gattungsleben setzt, sondern aus der Retrospektive in jene Zeit, in der statt Klassengesellschaft das Matriarchat existierte. Jünke problematisiert Koflers Anthropologie nicht, wie sie es verdient hätte und er setzt sie nicht kontrastierend in Beziehung zur »Ontologie« des späten Lukacs, sondern stellt Koflers Anthropologie gleichrangig neben diese. Koflers Anthropologie entsprang der Leidenschaft seines Kopfes, die spätbürgerliche Welt, ihre Ideologie, ihre alltäglichen Verstümmelungen zu verändern, die Menschen in ihrer Entfaltung hindert und unterdrückt. Diese Leidenschaft richtete sich am Ende seines Lebens jedoch gegen ihn und wohl dem wichtigsten Teil seiner soziologischen Theorie von der »progressiven Elite.« Als die Sowjetunion und die DDR statt eines, von Kofler stets erhofften, Richtungswechsels einen Systemwechsel erlebte, suchte er dafür die Bedingungen nicht im gesellschaftlichen Sein und Bewusstsein dieser Länder selbst, sondern in den Manipulationen des Westens. Was Kofler als »progressive Elite« bereits 1957 erkannte und beschrieben hatte, war plötzlich nicht mehr wichtig für ihn. Dabei ist diese Theorie sicher wichtig, um einen heutigen »revolutionären Humanismus« zu erkennen und zu fördern. Zehn Jahre vor den Aktionen der 68er Bewegung, in der die »progressive Elite« Europas und Amerikas eine Seite ihrer Möglichkeiten und humanistischen Sehnsüchte zeigte, schrieb Kofler: »Es scheint, dass trotz aller Widersprüche und Schwächen die in sich amorphe, aber wesentlich progressive Elite ungeachtet ihrer Passivität allein schon durch ihr Dasein keinen unerheblichen Einfluss auf die Bewusstseinsbildung der Gesellschaft ausübt und dass sie berufen ist, eines Tages eine wichtige Rolle

zu spielen.« Diese »progressive« Elite schwanke allerdings zwischen Humanismus und Nihilismus. Es komme daher auf die Erziehung und Bildung dieser Elite an, damit sie sich mit der Arbeiterbewegung zu einer Einheit verbinden könne. Die Kritik ist aber, wie Marx schreibt, »keine Leidenschaft des Kopfes«. Sie ist keine Predigt oder didaktische Anweisung, sondern »sie ist der Kopf der Leidenschaft«, also die Antwort auf Leiden, die das gesellschaftliche Sein in die Köpfe treibt. Denn Kategorien sind Daseinsformen, Existenzbestimmungen, sie sind keine Produkte des Denkens über die Beschaffenheit des Seins, wie Koflers Anthropologie vermitteln möchte. Jede teleologische Setzung in der Arbeit setzt die Erkenntnis eines kategoriell bestimmten Seienden voraus. Hier erwächst also die Frage, ob diese Bestimmungen wirklich bloß Produkte unserer Erkenntnis sind, die auf das jeweilige Sein angewendet werden, oder aber im Sein selbst bereits objektiv vollständig vorliegen und vom Denkprozess nur möglichst entsprechend reproduziert werden. Das gesellschaftliche Sein konstituiert sich als eigenartige Form des Seins gerade dadurch, dass es aus teleologischen Setzungen entspringt. Aber jede dieser teleologischen Setzungen bringt lediglich Kausalreihen in Bewegung und ist nichts an sich teleologisches. Allerdings, hier sind Kofler und Lukacs einig, entsteht mit der Konstituierung des gesellschaftlichen Seins zum ersten Mal die Beziehung von Subjekt und Objekt. Diese Beziehung entsteht aber in der konkreten Arbeit des Subjekts mit dem Objekt. Liegt dieser Arbeit die Notwendigkeit zugrunde, arbeiten zu müssen um leben zu können, wird diese Arbeit also von Entfremdung geprägt, klingt es gar zynisch, wenn Kofler auf diese Entfremdung mit dem Hinweis auf die unentfremdete »Einheit von Arbeit und Spiel« hinweist und meint, die Urerinnerung könne ethisches Leben beflügeln. Kofler setzt, als verständliche Reaktion auf die stalinistischen Verformungen des Marxismus, auf das Bewusstsein, trennt es dadurch mechanisch vom gesellschaftlichen Sein, mit dem es aber eine widersprüchliche Einheit bildet. Es würde kein »menschliches Handeln ohne Bewusstsein geben«, sagt er. Es gibt aber menschliche Handlungen ohne Bewusstsein, die richtig sein können. Dies zu be-

streiten, würde den Zufall negieren und wäre irrational. Da die Kategorien eben nicht im Kopf entstehen, sondern außerhalb desselben, handeln wir häufig richtig, ohne uns darüber im Klaren zu sein. Wir haben richtig reagiert, pflegen wir dies zu kommentieren. Die prägende Kategorie des gesellschaftlichen Seins ist die Art und Weise, wie Menschen in ihrer Arbeit, der Ökonomie, miteinander in Beziehung treten. Dies ist keine ideologische, sondern praktische Frage, die allerdings im Spätkapitalismus ideologisch verschleiert wird. In der Analyse dieser, im Namen der Entideologisierung vollzogenen bürgerlichen Ideologie war Kofler ein Meister. Man müsse die Menschen nicht nur vom materiellen Elend befreien, sondern von ihrer »scheinbaren Zufriedenheit, ›freiwillig‹ in die gegebenen Verhältnisse integriert und so mitschuldig zu werden an dem alles Menschliche vernichtenden und noch weiter anschwellenden Strom kapitalistischer Entfremdung.« Christoph Jünke hat diesem leidenschaftlichen Denker des Humanismus nicht nur ein schönes Denkmal zum 100. Geburtstag geschenkt, er hat der »progressiven Elite« unserer Tage auch eine wichtige Orientierung gegeben.

JÜRGEN MEIER

Klaus Meier,
Evelin Wittich (Hrsg.):
Theoretische Grundlagen
nachhaltiger Entwicklung –
Beiträge und Diskussionen.
Seminar des Gesprächskreises
Nachhaltigkeit der Rosa-Luxem-
burg-Stiftung, Karl Dietz Verlag
Berlin 2007, 290 S. (9,90 €)

Lafontaines Ausspruch auf dem Fusionsparteitag, die neue Linke wolle die Partei der ökologischen Erneuerung sein, sorgte für Aufregung unter den politischen Konkurrenten – aber auch bei manchem Genossen in der frisch vereinigten Linken. Doch so neu ist die Erkenntnis zumindest bei einem Teil der Linken nicht, dass die Zerstörung unserer ökologischen Grundlagen ganz unmittelbar eine soli-

darische und soziale Lebensweise in Frage stellt.

Die vorliegende Publikation des Gesprächskreises Nachhaltigkeit der Rosa Luxemburg Stiftung widmet sich genau diesem Thema: Hervorgegangen aus einem zweitägigen Seminar zu theoretischen Grundlagen nachhaltiger Entwicklung im Frühjahr 2006 lotet sie verschiedene Ansätze eines linken, sozial-ökologischen Gesellschafts- und Politikverständnisses aus. Grundkonsens: Das soziale Gesellschaftsprojekt darf nicht gegen das Ökologische ausgespielt werden, wie es der Linken – nicht ganz zu Unrecht – oft nachgesagt wird.

Dazu haben sich Wissenschaftler verschiedenster Disziplinen, Akteure aus Politik und Erwachsenenbildung ausgetauscht, ihr interdisziplinäres Wissen und ihre vielfältigen Erfahrungen zusammen getragen. Ökofeministische Ansätze kommen ebenso zu Wort wie marxistisch inspirierte Gesellschaftsanalysen, system-, wissenschafts- oder erkenntnistheoretische Überlegungen. Das ist vielleicht auch das Besondere am neuen Manuskripte-Band: Ohne Berührungsängste entwickeln Akteure mit recht unterschiedlichem beruflichen und biographischen Hintergrund ihre Positionen und nutzen die Diskussion auch im Hinblick auf eine theoretische Grundlagenarbeit für die Linkspartei. Nebenbei bemerkt: Auch die Diskussionsprozesse selbst können in der Publikation nachgelesen werden.

Wo die systembedingten Ursachen für die anhaltende Naturzerstörung liegen, wird in den Beiträgen mit durchaus unterschiedlichem Akzent verortet. Dieter Klein widmet sich einer Analyse des gegenwärtigen Kapitalismus und charakterisiert ihn anhand von sechs Grundtendenzen: Deregulierung, steigende Bedeutung der Finanzmärkte, Ökonomie der Enteignung, Imperialismus, Entdemokratisierung, steigender Naturverbrauch. Klein umreißt die Umweltrisiken, die mit diesen Entwicklungen einhergehen; nicht aber, ohne in dialektischer Manier auch auf emanzipatorische Anknüpfungspunkte für eine gesellschaftliche Transformation hinzuweisen.

Aus feministischer Perspektive spüren Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister den systemischen Defekten der gegenwärtigen Wirtschaftsweise nach: Was sich im Denken

gemeinhin als die Sphäre der Reproduktion eingepreßt hat – weibliche Versorgungsarbeit und Ausbeutung natürlicher Ressourcen –, wollen die Wissenschaftlerinnen wieder aufgewertet wissen. So sei das Reproduktive nicht weniger produktiv als die klassische Form der Erwerbsarbeit; der Unterschied liege vielmehr in der ökonomischen Bewertung und Wertschätzung reproduktiver Tätigkeiten (menschliche Reproduktion) bzw. Prozesse (natürliche Reproduktion). In der so genannten New Economy ändere sich dies tendenziell. »Weibliche« soft skills und natürliche Ressourcen erlangten zunehmend wirtschaftliche Bedeutung. Es gelte aber, diese durchaus zwiespältigen Tendenzen im Sinne einer nachhaltigen Gesellschaft – oder wie es die beiden Autorinnen nennen: einer (re-)produktiven Ökonomie – zu gestalten.

Vor systemtheoretischem Hintergrund rollt Joachim Spangenberg die Nachhaltigkeitsdebatte auf. Wer hier zunächst Unkritisches vermutet, wird eines Besseren belehrt. Spangenberg nutzt die Systemtheorie nicht mit apologetischer Implikation, sondern um der Komplexität des Gegenstandes gerecht zu werden. Eine nachhaltige Gesellschaft – darunter versteht Spangenberg ein komplexes Gefüge ineinander greifender Subsysteme von Ökologie, Sozialem und Ökonomie, die sich gegenseitig Umwelt sind. D. h. aber auch, dass die Funktionalität des gesamten Systems – also unserer Zivilisation – nur dann gewährleistet ist, wenn die einzelnen Subsysteme sich nicht gegenseitig gefährden. So, wie es gegenwärtig geschieht – die Ökonomie bläht sich auf zu Lasten unserer sozialen und ökologischen Lebensgrundlagen –, funktioniert es dauerhaft nicht; die Ökonomie untergräbt damit in letzter Konsequenz ihre eigenen Systemvoraussetzungen.

Spangenberg wendet sich damit entschieden gegen eine Verwässerung des Nachhaltigkeitsbegriffs und knüpft an seine ursprüngliche Intention an: Nur eine Abwägung ökologischer, sozialer *und* ökonomischer Kriterien – nicht das Ausspielen einzelner Faktoren gegenüber anderen, ist echt nachhaltig; Verteilungsgerechtigkeit und vernünftiges Haushalten mit natürlichen Ressourcen müssen integraler Bestandteil sein. Allerdings hält das Nachhaltigkeitskonzept nicht *den* Königsweg zur Lösung

sozial-ökologischer Probleme bereit, sondern offenbart ein variables Feld von Möglichkeiten. Der beschrittene Weg ist Ergebnis eines gesellschaftlichen Aushandlungsprozesses.

Während sich die erwähnten Beiträge einer eher gesamtgesellschaftlichen Analyse widmen, greifen sich die anderen Autoren gezielt einzelne Aspekte des Nachhaltigkeitsdiskurses heraus.

So nimmt Ulrich Schachtschneider den Begriff der sozialen Nachhaltigkeit genauer unter die Lupe und analysiert ihn exemplarisch anhand der Kriterien Egalität (Verteilungsaspekt) und Kommunität (gemeinschaftlicher Aspekt). Angesichts zunehmender Kapitalisierung lebensweltlicher Sphären geraten diese Qualitäten ebenso unter Druck wie die Natur. Unter Zurhilfenahme von Theorien moderner Gesellschaften sucht der Autor dennoch nach Anknüpfungspunkten und Chancen sozialer Nachhaltigkeit in der gegenwärtigen Gesellschaft.

Klaus Meier rekurriert auf die jüngste Diskussion über die Ökonomie der Enteignung. Der in die Akkumulationskrise geratene Kapitalismus hat seine Strategie gewechselt: Nicht mehr Produktivitätssteigerungen garantieren ausreichende Profite. Kapitalakkumulation findet verstärkt über Enteignung und Privatisierung statt – mit weit reichenden Folgen für Mensch und Natur. Dagegen stellt Meier als quasi unerschöpfliche Quelle menschlicher Produktivität soziale und wissenschaftliche Innovationen – und bricht eine Lanze für politische Bildung als ein wichtiges Instrument zur Formierung von Gegenkräften.

Schließlich nimmt Hubert Laitko das Nachhaltigkeitskonzept aus erkenntnistheoretischer Perspektive in den Blick. Genau wird analysiert, wo der Ansatz deskriptive, wo normative Elemente aufweist. Nachhaltigkeit entpuppt sich schließlich als heterogenes Konstrukt und Konglomerat beider Elemente. Dies ist ihre Stärke, zugleich aber auch ihre Schwäche. Laitko zeigt damit deutlich die Ursachen des Dilemmas auf, in dem die ganze Nachhaltigkeitsdiskussion steckt: Selbst wenn der Handlungsbedarf durch vielfältige wissenschaftliche Expertisen ausreichend belegt ist, fällt die Umsetzung schwer. Anspruch und Wirklichkeit liegen weit auseinander.

SANDRA THIEME